

H. THOMÄ UND H. KÄCHELE, ULM *

Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung**

I. Teil

Übersicht: Im Rahmen der Vorbereitung und Durchführung eigener Forschungen haben die Autoren die Diskussion über den wissenschaftssystematischen Ort und logischen Status der Psychoanalyse aufgearbeitet, um ihren eigenen Standpunkt in diesen Kontroversen zu bestimmen. Ihre Arbeit verknüpft die von Psychoanalytikern vorgenommenen methodologischen Klärungsversuche mit der von Nicht-Analytikern bestrittenen Debatte über den Charakter der Psychoanalyse („science“ oder hermeneutisch-dialektisches Verfahren). In den Abschnitten 2 und 3 wird (in Anlehnung an Popper und Albert) die Auffassung der Psychoanalyse als einer „Tiefenhermeneutik“ anhand der Konzeption A. Lorenzers kritisiert. Eine rein verstehenspsychologische Fundierung der psychoanalytischen Erkenntnis ist nach Auffassung der Autoren eine psychologistische Utopie und engt die erfahrungswissenschaftliche Basis der Psychoanalyse extrem ein; objektivierende Verfahren sind ein unentbehrliches Korrektiv. Im 4. Abschnitt wird das Verhältnis von psychoanalytischer Theorie und Therapie bestimmt. Die psychoanalytische Datengewinnung soll reliabel, die theoretischen Konzepte sollen durch Präzisierung (und Festlegung von Zuordnungsregeln) für Falsifikationstests tauglich gemacht werden. Die metapsychologischen Konzeptionen gelten den Autoren als „spekulativer Überbau“, dessen Relevanz mit zunehmender Distanz zur klinischen Erfahrung abnimmt. Mit R. Waelder werden folgende Stufen der psychoanalytischen Theorie unterschieden: (mitgeteilte) Beobachtungsdaten; klinische Verallgemeinerungen; die klinische Theorie; die Metapsychologie; Freuds „persönliche Philosophie“. Objektivierung und Falsifizierung betreffen in erster Linie die „klinische Theorie“ (z. B. die Lehre von den Abwehrmechanismen).

1. Einleitung

In den letzten Jahren ist eine umfangreiche Literatur zur Stellung der Psychoanalyse als Wissenschaft vorgelegt worden. Bei der Planung und Durchführung eigener Forschungsvorhaben war es unerlässlich, den eigenen Standpunkt und seine Beziehung zu anderen Auffassungen über die Stellung der psychoanalytischen Theorie und Praxis zu bestimmen. Wir

* Aus der Abteilung für Psychotherapie (Leiter: Prof. Dr. H. Thomä) des Psychosozialen Zentrums der Universität Ulm.

** Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

wollen hier vor allem jene Gesichtspunkte aufgreifen, die Konsequenzen für Forschungsplanung und -methode haben. Die Zuordnung der Psychoanalyse zu den nomothetischen oder ideographischen Wissenschaften, zu Natur-, Geistes- oder Sozialwissenschaften oder „behavioral sciences“ bleibt eine wenig belangvolle akademische Frage, sofern sich aus der Zuordnung keine relevanten Folgerungen für Forschung und Praxis ergeben.

Daß die Psychoanalyse in den Mittelpunkt bestimmter Auseinandersetzungen geraten ist, hat vielfältige Gründe, von denen wir einige nennen möchten. Die Psychoanalyse teilt ihre wissenschaftstheoretischen Probleme mit all jenen Wissenschaften, die menschliche Verhaltensweisen und ihre psychosozialen Motivationen im zwischenmenschlichen Feld untersuchen sowie die Rolle des Beobachters und seine interpretierende Einwirkung auf die Untersuchungssituation als zentralen Faktor zu berücksichtigen haben. Da sie über die *verstehende* Beschreibung der Phänomene hinausging und *erklärende* Theorien über die gewonnenen Beobachtungen aufstellte, bewegt sich die Psychoanalyse in wissenschaftstheoretischen Grenzgebieten. Darauf möchten wir zurückführen, daß es kaum eine moderne philosophische Richtung gibt, die sich nicht mit der Psychoanalyse und ihrer Forschungsmethodologie befaßt hat. Für Vertreter der „unity of science“, der logisch-empirischen, analytischen Wissenschaftstheorie ist die Psychoanalyse ein ebenso interessanter Diskussionsgegenstand wie für Anhänger der dialektisch-hermeneutischen Richtung der Philosophie und Soziologie. Bemerkenswert ist, daß sich die Psychoanalyse weder dem hermeneutischen Universalitätsanspruch fügt noch sich in das Prokrustesbett der einheitlichen wissenschaftlichen Methode der „unity of science“ pressen läßt. Es ist also nicht verwunderlich, daß Vertreter der „unity of science“ psychoanalytische Erklärungen in Zweifel ziehen, weil sie sich nur im interpretativen Kontext bewähren können, während der anderen Seite die „erklärende“ Psychoanalyse nicht hermeneutisch genug ist. Auf das kritische Werben um die Psychoanalyse mit der Gretchenfrage zu reagieren, warum man denn an die Jurisdiktion einer so oder anders gearteten Einheitswissenschaft glauben solle, läge nahe. Wir beabsichtigen indes nicht, irgendeinen universellen wissenschaftlichen Einheitsanspruch psychoanalytisch zu durchleuchten, um mit einer psychologistischen Argumentation das letzte Wort zu haben. Vielmehr werden wir es uns angelegen sein lassen, die vielfältigen streitbaren Bemühungen um die Psychoanalyse für sie selbst nutzbar zu machen. Die Anwendung wissenschaftlicher Kriterien (im Sinne der empirisch-analytischen Wissenschaftstheorie) wie

Wiederholbarkeit, Objektivierung und Nachprüfbarkeit wirft spezielle Probleme auf, die in der Psychoanalyse seit langem diskutiert werden. Das Spannungsfeld der Diskussion solcher Probleme ist durch zwei Extreme gekennzeichnet, die man nach ihrer Verteilung und Hochschätzung mehr im anglo-amerikanischen bzw. mehr im deutsch-französischen Raum lokalisieren kann. Während bei uns die Bemühungen um die Psychoanalyse als kontrollierbare Erfahrungswissenschaft oft allzu leichtfertig als Positivismus abgetan werden, findet sich im Umkreis behavioristischer Sozialwissenschaft eine Ausklammerung des Verstehens als eines konstitutiven Elements des Dialoges. Wenn in der Psychoanalyse, um mit Radnitzky (1970, S. XXXV) * zu sprechen, Verstehen durch Erklären vermittelt wird, so besteht die Gefahr, daß ihr Modell durch übermäßige Betonung der einen Seite nach der anderen Seite hin verkürzt wird. Für die Psychoanalyse als eine in hohem Maße theoriebezogene Handlungswissenschaft haben unterschiedliche Einstellungen beträchtliche praktische Konsequenzen für Forschung und Behandlung. Die Geschichte der Psychoanalyse selbst läßt bis in die jüngsten Auseinandersetzungen unter Psychoanalytikern hinein erkennen, wie offen und ungesichert ihr wissenschaftliches Selbstverständnis ist.

2. Hermeneutik und Psychoanalyse

Wir werden solche hermeneutischen Gesichtspunkte kritisch beleuchten, die für die Psychoanalyse in ihrer interpretierenden Technik von Bedeutung sind. Dabei stützen wir uns besonders auf Arbeiten von Apel (1955, 1965, 1971), Gadamer (1965, 1971), Habermas (1967, 1968, 1971) und Radnitzky (1970). Die thematische Eingrenzung auf die Beziehungen der hermeneutischen zur psychoanalytischen Interpretationslehre bestimmt unsere Auswahl der Literatur ebenso wie unsere kritische Distanz zu ihr. Zu dieser gelangten wir durch Einbeziehung philosophischer und wissenschaftstheoretischer Argumente, die auch in den „Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“ eingingen (Adorno, 1969). Sie können zur Lösung bestimmter methodologischer Probleme in der Psychoanalyse nutzbar gemacht werden.

Innerhalb des so festgesetzten Rahmens begnügen wir uns damit, jene Aspekte der Hermeneutik ins Auge zu fassen, die durch die „verstehende“ Psychologie der interpretierenden Technik der Psychoanalyse, geistesgeschichtlich gesehen, naheliegen.

Um an dieser Stelle ein gemeinsames Verständnis sicherzustellen, geben

* Die Bibliographie des vorliegenden Artikels wird im Anschluß an den II. Teil im April-Heft abgedruckt.

wir zunächst eine definierende Beschreibung, die sich an die Ausführungen Radnitskys anlehnt. Die Bezeichnung Hermeneutik¹ wurde im frühen 17. Jahrhundert geprägt. Sie bedeutete — nach *ἐρμηνευτικὴ τέχνη* gebildet — das Verfahren, Texte zu interpretieren („eine Kunstlehre der Auslegung von Texten“). In den griechischen *Technai logikai* („Artes sermonicales“) befand sich die Hermeneutik in naher Verwandtschaft zur Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Auch heute noch ist die Hermeneutik den normativen Sprachlehren nahe. Es geht um eine Explikation (Auslegen von Begriffen durch „Gedankenexperimente“), die sich durch Vorverständnis über die ganzheitliche Bedeutung und durch die Erforschung der anzunehmenden situationsgebundenen Kontexte im sogenannten hermeneutischen Zirkel bewegt. Damit wird ein unauflösbares Wechselspiel zwischen einem Verständnis des Ganzen und einem Verständnis des Teils oder zwischen einem (subjektiven) Vorverständnis und einem (objektiven) Verständnis des Gegenstandes bezeichnet. Dieser Zirkel impliziert eine Korrektur über die Rückkoppelung zwischen dem ganzheitlichen vorläufigen Verstehen des Textes und der Interpretation seiner Teile. Die Entwicklung der Hermeneutik wurde wesentlich beeinflusst vor allem durch die Exegese der Bibel, womit der theologische Hintergrund der gegenwärtigen Diskussion angesprochen werden soll. Die Auseinandersetzung der Theologen mit der Kunstlehre der Hermeneutik dokumentiert sich u. a. auch in dem Schleiermacherschen Prinzip, daß man gewöhnlich zunächst kein Verstehen, sondern eher ein Mißverstehen erziele, wodurch sich das Problem des Verstehens als ein Thema der Epistemologie (Wissenslehre und Erkenntnistheorie) darstellte: Wir müssen bereits wissen, d. h. ein Vorverständnis haben, um etwas untersuchen zu können. Die klarste Ausprägung erhielt dann der hermeneutische Ansatz in den genuinen Geisteswissenschaften, den textinterpretierenden Philologien. Ihre Grundfrage ist: Welchen Sinn, d. h. welche Bedeutung, hatte und hat dieser Text?

Mit dem Schritt von der Auslegung alter Texte zur Frage ihrer heutigen Bedeutung kommt die geschichtliche Dimension in die Hermeneutik hinein. Die hermeneutische Geisteswissenschaft betreibt statt einer vorkriti-

¹ *ἐρμηνεύω* = ich bezeichne meine Gedanken durch Worte, ich lege aus, deute, erkläre, dolmetsche, übersetze. Wir hatten angenommen, daß auch eine etymologische Beziehung zwischen Hermeneutik und Hermes besteht; denn Hermes, der Gott des Handels, hatte als Bote der Götter Aufgaben eines Dolmetschers, er hatte ihre Botschaften zu übersetzen. Herrn Prof. Dr. K. Gaiser, Universität Tübingen, verdanken wir neben anderen hilfreichen Hinweisen die philologische Aufklärung, daß die Verbindung von Hermes und Hermeneutik auf einer Volksetymologie, einer zufälligen Ähnlichkeit der Wörter beruhe. Hermeneuo ist auf eine Wurzel zurückzuführen, die soviel wie sprechen bedeutet.

schen, normativ-dogmatischen Übergabe und Vermittlung von Tradition mehr und mehr Traditionsvermittlung innerhalb eines kritischen Selbst- und Geschichtsverständnisses². So wurde das hermeneutische Verfahren zum Instrumentarium der Geisteswissenschaften. Albert (1972, Seite 15) betont, daß es sich hierbei um eine Technologie der Interpretation handelt, der unausgesprochen Annahmen über Gesetzmäßigkeiten geisteswissenschaftlicher Erkenntnis zugrunde liegen. Erst durch Heidegger und seine Schüler wurde das hermeneutische Denken zu einer „universalen Sichtweise mit eigenartigen ontologischen Ansprüchen erhoben“ (Albert, 1971, Seite 106), die das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften und ihre methodologischen Auffassungen erheblich beeinflußt hat.

Von der philologischen, theologischen und historischen Hermeneutik führt eine Linie zur verstehenden Psychologie. Die Forderungen des sich Einfühlens, sich Hineinversetzens — in den Text oder in die Situation des anderen — bilden den gemeinsamen Nenner, der die verstehende Psychologie mit den Geisteswissenschaften verbindet. Die Erlebnisse des anderen nachzuvollziehen, ist auch eine der Voraussetzungen, die den psychoanalytischen Behandlungsverlauf ermöglichen. Introspektion und Empathie sind wesentliche Merkmale der sich ergänzenden technischen Regeln der „freien Assoziation“ und der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“. Der Satz: „Jedes Verstehen schon ist eine Identifikation des Ichs und des Objekts, eine Aussöhnung der außerhalb dieses Verständnisses Getrennten; was ich nicht verstehe, bleibt ein mir Fremdes und Anderes“ könnte in zeitgemäßes Deutsch übertragen, von einem Psychoanalytiker stammen, der sich mit dem Wesen der Empathie befaßt (vgl. z. B. Greenson, 1960, Kohut, 1959). Der zitierte Satz stammt von Hegel (zit. K. O. Apel, 1955, Seite 170). Kohut (1959, Seite 464) betont, daß Freud Introspektion und Empathie als wissenschaftliche Instrumente für systematische Beobachtungen und Entdeckungen nutzbar gemacht habe. In doppelter Weise ergeben sich Beziehungen zwischen der psychoanalytischen Situation und der allgemeinen Hermeneutik. Dem Psychoanalytiker erschließen sich gegenwärtige unverständliche Verhaltensweisen eines Patienten dadurch, daß ihre Entwicklung zurückverfolgt wird. Hier vollzieht sich das historisch-genetische Verstehen, das Verstehen

² Zwischen Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse bestehen vielfältige Beziehungen, mit denen mich mein Freund Dr. phil. Walter Schmitthenner, Professor für Alte Geschichte an der Universität Freiburg, vertraut gemacht hat. Ihm verdanke ich (H. Th.) auch den Hinweis auf die von H. U. Wehler (1971) eingeleitete und herausgegebene Sammlung „Geschichte und Psychoanalyse“, Köln.

psychologischer oder psychopathologischer Phänomene im größeren Zusammenhang einer Lebensgeschichte. Damit thematisiert sich das Problem der Beziehung des Teils zum Ganzen und umgekehrt sowie dessen Auslegung. Dort beginnt, um mit Gadamer zu sprechen, die Interpretation, „wo sich der Sinn eines Textes nicht unmittelbar verstehen läßt. Interpretieren muß man überall, wo man dem, was eine Erscheinung unmittelbar darstellt, nicht trauen will. So interpretiert der Psychologe, indem er Lebensäußerungen nicht in ihrem gemeinten Sinn gelten läßt, sondern nach dem zurückfragt, was im Unbewußten vor sich ging. Ebenso interpretiert der Historiker die Gegebenheiten der Überlieferung, um hinter den wahren Sinn zu kommen, der sich in ihnen ausdrückt und zugleich verbirgt“ (1965, Seite 319). Gadamer scheint hier einen psychoanalytisch-psychotherapeutisch tätigen Psychologen im Auge zu haben; seine Beschreibung kennzeichnet die tiefenpsychologischen Fragestellung. War es doch gerade das Unverständliche, das scheinbar Sinnlose psychopathologischer Phänomene, das durch die psychoanalytische Methode auf seine Entstehungsbedingungen zurückgeführt und verstanden werden konnte. Nun ist es mehr als ein nebensächliches Detailproblem, daß nach Gadamer der Fall des verstellten oder verschlüsselten Schreibens eines der schwierigsten hermeneutischen Probleme aufwirft. Wahrscheinlich gerät hier die philologische Hermeneutik an eine ähnliche Grenze, die auch von der nur verstehenden Psychologie — in Gestalt der deskriptiven Psychopathologie K. Schneiders — nicht überschritten werden konnte. Ist es doch eine wissenschaftsgeschichtliche Tatsache, daß weder das statische noch das genetische Verstehen im Sinne von Jaspers Wesentliches zur Psychogenese neurotischer und psychotischer Symptome oder ihrer Psychotherapie beigetragen haben. Wir müssen deshalb fragen, wodurch die psychoanalytische Methode eine beträchtliche Erweiterung des Verstehens erbrachte. Handelt es sich bei der Psychoanalyse als Methode um eine spezielle, an einigen Stellen ergänzte, hermeneutische, auslegende Wissenschaft? Wurden althergebrachte Interpretationsregeln durch eine spezielle Technik lediglich den besonderen Gegebenheiten der Psychopathologie oder der psychotherapeutischen Arzt-Patient-Beziehung angepaßt? Haben wir den Unterschied in der Praxis zu suchen, oder aber ist das Novum ein — wissenschaftsgeschichtlich gesehen — originäres theoretisches, erklärendes Paradigma im Sinne des Wissenschaftshistorikers Th. Kuhn (1967), das neue technische Möglichkeiten des interpretierenden Verstehens erst zu schaffen vermochte? Zweifellos sind diese neuen technischen Möglichkeiten, insbesondere die Behandlungstechnischen, dadurch zu kenn-

zeichnen, daß durch die Annahme des Unbewußten die philologischen und historischen Deutungsregeln um eine Dimension, um die Dimension der Tiefe erweitert wurde. Man könnte demgemäß die interpretative Technik der Psychoanalyse mit Habermas und Lorenzer als „Tiefenhermeneutik“ bezeichnen. Nach Habermas befaßt sich die psychoanalytische Deutung mit solchen Symbolzusammenhängen, in denen ein Subjekt sich über sich selbst täuschte. Die *Tiefenhermeneutik*, die Habermas der philologischen Diltheys entgegensetzt, bezieht sich auf Texte, die *Selbsttäuschungen* des Autors anzeigen. Außer dem manifesten Gehalt (und den daran geknüpften, indirekt aber intendierten Mitteilungen) dokumentierte sich in solchen Texten der latente Gehalt eines dem Autor selbst unzugänglichen, entfremdeten, ihm gleichwohl zugehörigen Stückes seiner Orientierungen (1968, Seite 267). Erscheint die Tiefenhermeneutik in diesem Zusammenhang als Vorgang, der die Aufhebung der Entäußerung kennzeichnet, so wird an anderer Stelle von Habermas selbst als eigentliche Aufgabe dieser sich nicht auf philologische Verfahrensweisen beschränkenden Hermeneutik die Kombination von Sprachanalyse mit der psychologischen Erforschung kausaler Zusammenhänge bestimmt (1968, Seite 266).

Gegenstand und Methode der Psychoanalyse und insbesondere ihre erfahrungswissenschaftliche Beweisführung unterscheiden sich, wie wir noch zeigen werden, so wesentlich von der philologisch-theologischen oder sprachanalytischen Hermeneutik, daß durch die Bezeichnung „Tiefenhermeneutik“ eine zu enge Verwandtschaft zwischen ihnen nahegelegt wird. Freud hat gewiß eine verstehende Haltung angenommen: „Er hat mit Patienten geredet, er hat dem geglaubt, was sie erzählten, statt daß er objektive Methoden benützt hätte. Was aber hat er getan; er hat, weil er die Phänomene gesehen hat, die Methoden entwickelt, die diesen Phänomenen angepaßt sind, und diese Methoden haben sich als lehrbar erwiesen, d. h. es ist hier eine wissenschaftliche Methode entstanden, wie sie nie entstanden wäre, wenn nicht vorher das Phänomen gesehen worden wäre von einem Menschen, der gleichzeitig begabt war mit dieser wunderbaren Gabe, Phänomene aufzunehmen, und andererseits mit einem sehr kritischen Verstand, einem sehr methodischen Kopf“ (C. F. v. Weizsäcker, 1971, Seite 301).

3. Die Grenzen des hermeneutischen Gesichtspunktes

Der Exkurs in die Hermeneutik diente dazu, die interpretative Technik der Psychoanalyse in einen größeren wissenschaftsgeschichtlichen Zu-

sammenhang zu stellen. Wir haben hierbei wenig beachtet, daß die psychoanalytische Situation ganz spezielle Regeln der Deutungstechnik mit sich bringt, weshalb sich ihre Deungskunst von allen hermeneutischen Richtungen und Schulen unterscheidet. Zwar wird auch in der philologischen und historischen Hermeneutik das Verhältnis von Interpret und Text als eine Art von Dialog beschrieben, als ein Quasi-Gespräch. Es ist aber klar, daß der Text im Gegensatz zum Patienten, der sich in der Interaktion mit seinem Arzt befindet, nicht sprechen und aktiv bejahend oder verneinend Stellung nehmen kann.

Dieser Unterschied wird ebenfalls an den methodischen Schwierigkeiten deutlich, die sich einer psychoanalytischen Biographik stellen. Es gilt nämlich, daß „nicht mit der psychoanalytischen Methode — die kann nur am Lebenden und unmittelbar verwendet werden —, aber mit analytischer Kenntnis der Seelenvorgänge bewaffnet“ die Lösung der biographischen Rätsel (George Sand, A. d. V.) gefunden werden muß (H. Deutsch, 1928, Seite 85). Cremerius weist in seiner Einleitung des Bandes „Neurose und Genialität“ in gleicher Weise auf die prinzipielle Beschränkung hermeneutischer Bemühungen an Texten hin: „Im Prozeß der Materialinterpretation, dem Kernstück der Technik, fehlt die Kooperation zwischen Arzt und Patient, d. h. in diesem Zusammenhang vor allem die Kontrolle der ärztlichen Deutungsversuche durch den Patienten. Ohne sie ist aber der psychoanalytische Prozeß nicht mehr vor Spekulationen und Irrtümern, auch nicht vor Willkür und Indoktrination geschützt“ (1971, Seite 18).

Den prinzipiellen Unterschied zwischen der text-interpretierenden und der psychoanalytisch-interpretierenden Situation können wir Jahingehend bestimmen, daß zwischen Arzt und Patient nicht nur eine imaginierte Interaktion wie im hermeneutischen Zirkel, sondern eine reale Interaktion besteht. Hieraus erwächst u. E. der Anspruch, nicht nur plausible Interpretationen zu liefern, sondern eine erklärende Theorie zu entwickeln, aus der verhaltensändernde Handlungsanweisungen abgeleitet werden können. Die Wahrnehmung des Fremdpsychischen, das Verstehen, wird somit in eine neue Funktion integriert. Aus dem Sinnverständnis eines Textes, sei es richtig oder falsch, leiten sich für den Text keine Konsequenzen ab, sondern der Interpret verbleibt letztendlich seiner Welt verhaftet. Für den Patienten aber, den es zu verstehen gilt, hat die Frage nach der zuverlässigen Wahrnehmung des Fremdpsychischen weitreichende Konsequenzen. In den letzten Jahren wurde der hermeneutisch-verstehenspsychologische Aspekt der psychoanalytischen Methode von philosophischer Seite besonders durch Ricoeur (1970) her-

vorgehoben. Dabei geriet der Unterschied zwischen Textinterpretation und psychoanalytischer Technik in Gefahr, verwischt zu werden. Ähnlich wie Ricoeur versucht auch Lorenzer (1970), zuverlässige Erkenntnis des Fremdpsychischen auf eine hermeneutische und verstehenspsychologische Grundlage zu stellen. Diese These ist bei ihm in eine fruchtbare Revision der psychoanalytischen Symbollehre und den Versuch einer Neuinterpretation der psychoanalytischen Arbeit als Arbeit an der Sprache eingebettet, die Symptomentstehung und Sprachdeformation als „Exkommunikation“ privatisierter Inhalte aus dem Bewußtsein zu begreifen versucht³. Auf diese Seiten von „Sprachzerstörung und Rekonstruktion“ können wir hier nicht eingehen.

Sein Versuch allerdings, die psychoanalytische Methode einseitig an das szenische Verstehen und an die Hermeneutik zu binden, ist um so bemerkenswerter, als gerade die Psychoanalyse in der Diskussion um die philosophische Hermeneutik (Gadamer) gegen deren „Universalitätsanspruch“ ins Feld geführt wird. Die „Radikalisierung des hermeneutischen Gesichtspunktes“ durch Lorenzer (1970, Seite 7) führt uns an die Grenze der Hermeneutik, indem sie die prinzipiellen Schwächen sichtbar werden läßt. Eine Auseinandersetzung mit Lorenzer wird insbesondere Gelegenheit geben, sich im weiteren mit der Beziehung von interpretativer Praxis und erklärenden Theorien in der Psychoanalyse auseinanderzusetzen.

Wir gehen für die folgenden Untersuchungen davon aus, daß der Psychoanalytiker gewisse Grundvoraussetzungen erfüllt und der Erkenntnisprozeß durch Einfühlung in das Fremdpsychische ermöglicht wird. Bei den einsetzenden Erkenntnisvorgängen ist, um mit Paula Heimann zu sprechen, die Bedeutung der Imagination kaum zu überschätzen. „Wir können uns vorstellen, was und wie ein anderer fühlt und denkt; wie er Angst, Hoffnung, Verzweiflung, Rache, Haß, Liebe und Mordimpulse empfindet; was für Vorstellungen, Phantasien, Wunschträume und Eindrücke, körperliche Schmerzen usw. er hat und wie er diese mit psychischen Inhalten füllt“ (Heimann, 1969, Seite 9). Nun möchte der Psychoanalytiker nicht nur mit Hilfe seiner Ich-Funktionen, die Paula Heimann für die wesentlichen Bestandteile eines nüchtern definierten Empathiebegriffes hält, das Fremdpsychische verstehen. Vielmehr befindet er sich auf der Suche nach dessen zuverlässiger Erkenntnis. Er steht damit vor einer Kardinalfrage der psychoanalytischen und psychotherapeutischen Verlaufsforschung. Denn ob man zu einer *zuverlässigen* Er-

³ Vgl. die ausführliche Rezension von Stierlin (1972).

kenntnis des Fremdpsychischen gelangen kann, ist, wie wir mit Lorenzer meinen, eine Frage auf Leben und Tod der Psychoanalyse als einer wissenschaftlichen Disziplin.

Unsere vorläufige Antwort auf diese Frage ist, daß der psychoanalytische Prozeß vom Verstehen getragen werden muß, weil er anders gar nicht zustande käme. Die Abschätzung des Verlässlichkeitsgrades des Verstehens führt zum Problem der Verifizierung oder Falsifizierung im Rahmen erklärender Theorien. Es stellt sich die Frage, welche Instanz darüber entscheidet, ob psychische und psychopathologische Phänomene und ihre genetische Bedeutung richtig oder falsch „verstanden“ wurden. Ist es das Verstehen selbst, dem die entscheidende falsifizierende oder verifizierende Funktion zukommt? Bekanntlich ist die verstehende Psychologie, obwohl sie keine der Psychoanalyse vergleichbare Methode der systematischen Beobachtung entwickelte und keine allgemeinen oder speziellen Theorien der Psychogenese aufstellt, im Selbstverständnis ihrer führenden Vertreter auf Beweisführung mittels objektiver Gegebenheiten angewiesen: „Nicht durch subjektive oder intersubjektive Evidenz wird ein ‚verständlicher Zusammenhang‘ sichergestellt, sondern durch ‚objektive Daten‘“ (Jaspers, 1948, Seite 251). Im Gegensatz zu Jaspers glaubt Lorenzer (1970) das Evidenzerleben nach Erweiterung des statischen zum „szenischen Verstehen“ als entscheidenden wissenschaftlichen Zuverlässigkeitstest einführen zu können. Indem er die erklärenden Theorien wie kaum ein anderer Psychoanalytiker aus der Behandlungssituation ausklammert, führt er die Verlässlichkeit der Erkenntnis fast ganz auf die verstehenden Evidenzerlebnisse zurück.

Das szenische Verstehen und die Evidenz nehmen nach Lorenzer in der psychoanalytischen Erkenntnis des Fremdpsychischen neben dem logischen Verstehen und Nacherleben einen besonderen Platz ein. Tatsächlich kommt man im Gange einer Diskussion über das psychoanalytische Begreifen zu Sachverhalten, die im logischen Verstehen oder im psychologischen Verstehen der Bewußtseinspsychologie nicht aufgehen. Das szenische Verstehen umgreift eine große Zahl von intrapsychischen Prozessen im Analytiker und im Patienten ebenso wie zwischenmenschliche Prozesse der Übertragung und Gegenübertragung. Es werden beim sogenannten „szenischen Verstehen“ unbewußte Prozesse mit einbezogen und anhand der Gesetzmäßigkeit von Interaktionsmustern beschrieben (1970, Seite 109). Die Sicherung des Verstehens erfolgt im Analytiker gemäß jenem psychischen Modus, der unter dem Stichwort „Evidenzerlebnis“ auch beim logischen und psychologischen Verstehen erscheint. Beim szenischen Verstehen ist das Evidenzerlebnis an Interaktionsmu-

ster geknüpft. Es seien diese Interaktionsmuster, die es erlaubten, die unterschiedlichsten Erlebnisse als Ausprägung einer und derselben szenischen Anordnung zu erkennen.

Die Begriffe verdienen eine genauere Betrachtung, da an sie von Lorenzer der „rote Faden“ der Behandlungsführung geknüpft und darüber hinaus die Zuverlässigkeit der Erkenntnis des Fremdpsychischen festgemacht wird. Da die Annahme, daß erklärende Schritte integrale Teile der Verständnisbildung des Analytikers darstellen, zurückgewiesen wird, hat die rein verstehenspsychologische Fundierung der psychoanalytischen Erkenntnisse durch Lorenzer ihre exemplarische und konsequenteste Darstellung gefunden. Die von ihm vertretene These, daß sich die psychoanalytische Praxis als reiner, in sich geschlossener Verstehensprozeß und ohne erklärende Schritte vollziehe, besteht, so glaubt Lorenzer, ihre entscheidende Bewährungsprobe bei der Diskussion der begrifflichen Innovation: beim szenischen Verstehen. Ohne Zweifel können diesem Begriff Bestandteile der psychoanalytischen Einsicht in fremdes Seelenleben zugeordnet werden.

Das szenische Verstehen findet seinen Abschluß in der Evidenz: „Das szenische Verstehen verläuft analog dem logischen Verstehen und dem Nacherleben: Es wird im Analytiker gesichert durch ein Evidenzerlebnis“ (Seite 114). Evidenzerlebnisse werden in Korrespondenz zu wahrgenommenen „guten Gestalten“ gebracht. Mit Hilfe gestaltpsychologischer Gesichtspunkte, die Devereux (1951), Schmidl (1955) und schon früher Bernfeld (1934) herangezogen hatten, um den gelungenen Abschluß von Interpretationen zu erläutern, versucht Lorenzer die Zuverlässigkeit von Evidenzerlebnissen zu belegen. Nun gibt es Erfahrungen, die in ein überzeugendes, womöglich gemeinsames Aha-Erlebnis einmünden (eine „Kovarianz des Benehmens“ [K. Bühler, 1927, Seite 86]). Ist der Zweifel bei solchen Aha-Erlebnissen zur Ruhe gekommen, weil sich eine Einsicht zu einer prägnanten Gestalt abgerundet hat? Was aber ist eine prägnante Gestalt, die eine sichere Evidenz im Dialog vermittelt? Man könnte vielleicht S. Freuds Analogie, mit der er die interpretative Konstruktion einer infantilen „Szene“ mit dem Einpassen bei den „Zusammenlegbildern der Kinder“ verglich (S. Freud, 1896, Seite 441), in irgendeine gestaltpsychologische Theorie einordnen⁴. Das *experimentum crucis* ist indes bei S. Freud nicht die noch so gut vervollständigte „Szene“, son-

⁴ Der psychoanalytischen Theorie liegt die Gestalttheorie Kurt Lewins (1937) besonders nahe. Ob durch gestaltpsychologische Beschreibungen Evidenzerlebnisse an Zuverlässigkeit gewinnen, erscheint uns im übrigen höchst zweifelhaft (s. hierzu Bernfeld, 1934).

dern, wie man dem Kontext an der zitierten Stelle entnehmen kann, der „therapeutische Beweis“, also die beobachtbare Verhaltensänderung. Das ergänzende Verstehen der „Szene“ — 1896 waren sexuelle Traumata in der Kindheit gemeint — konnte sich also keineswegs selbst legitimieren, sondern hatte sich an der hypothetisch geforderten Symptomauflösung bzw. der „Objektivierung des Traumas“ zu bewähren. Lorenzers Verzicht auf zusätzliche Befundsicherungen hat schwerwiegende Konsequenzen hinsichtlich der beanspruchten Zuverlässigkeit. Manchmal tauchen Zweifel auf, wie es mit der Sicherheit des szenischen Verstehens bestellt sei (Seite 163, Seite 159) und worauf sich das szenische Verstehen bei dem Unternehmen stütze, sich an den Originalvorfall — quer durch alle Bedeutungsverfälschungen hindurch — heranzuarbeiten.

Das „szenische Verstehen“ bezieht sich auf die psychoanalytische Trieb- bzw. Motivationstheorie, auch wenn Lorenzer den Motivationsbegriff für die Psychoanalyse ablehnt. Er hält ihn besonders wegen seiner Verbindung zum „Verhalten“ für einen Fremdkörper in der Psychoanalyse, ja er befürchtet, daß er gerade das ausschließe, was der Psychoanalyse als spezielle Aufgabe gestellt sei (Seite 27)⁵. Daß diese Auffassung nicht aufrechterhalten werden kann, braucht hier nicht näher begründet zu werden. Wir verweisen auf die Arbeiten von Mitscherlich und Vogel (1965) und Rapaport (1967). Zuletzt hat Loewald die psychoanalytische Triebtheorie zu einer Motivationslehre weiterentwickelt und die These aufgestellt, daß persönliche Motivation die grundsätzliche Annahme der Psychoanalyse sei (Loewald, 1971, Seite 99). Beim szenischen Verstehen werden unseres Erachtens durch die Imagination Motivationen einschließlich ihrer angenommenen unbewußten Vorformen bildhaft ausgestaltet. Mit Hilfe seiner Vorstellungskraft versetzt sich der Psychoanalytiker, wie dies Paula Heimann beschrieben hat, in die vom Patienten intendierten Szenen hinein bzw. zurück. Indes weiß man seit Freuds Entdeckung bestimmter Inhalte der seelischen Realität, daß sich die Szenen, wie sie vom Patienten bestenfalls erinnert werden können, so gar nicht abgespielt haben. Wenn Lorenzer von Bedeutungsverfälschungen spricht, scheint er dieses Problem im Auge zu haben. Was besagt in diesem Zusammenhang die These, daß der Psychoanalytiker sich *via* szenischem Verstehen an den Originalvorfall heranzuarbeiten habe? Vorweg wäre die Traumatheorie in ihrer unverkürzten und ursprünglichen Form

⁵ Lorenzer kann indes nicht umhin, von „unbewußten Determinanten des Verhaltens“ (Seite 165) zu sprechen, womit er seine Polemik gegen die Verwendung des Motiv- und Verhaltensbegriffes selbst aufhebt.

(„ein Originalvorfall“) als gültig vorauszusetzen. Für die empirische Forschung ergeben sich daraus unter anderem folgende Fragestellungen: Definiert man Originalvorfälle, d. h. Traumata, nach äußeren Merkmalen, dann müßte es das Bestreben sein, die gefundenen Ereignisse auch zu objektivieren (S. Freud, 1896, Marie Bonaparte, 1945). Betrachtet man hingegen die innere, die psychische Seite bei der Aus- und Umgestaltung stark affektbesetzter Erlebnisse oder Ereignisse, dann müßte sich deren szenisches Verstehen an der Neuaufgabe in der Behandlungssituation, also bei genauer Betrachtung von Behandlungsprotokollen, nachweisen lassen, bis schließlich über „probehandelnde“ Interaktions- und Sprachspiele in der psychoanalytischen Situation die volle Szene wiederhergestellt wäre. Nun ist das Aufsuchen von Originalvorfällen, sei es im Sinne der alten Traumatheorie oder der späteren Theorien der Psychoanalyse, keineswegs Selbstzweck. Vielmehr verbinden sich damit theoretische Aussagen, nämlich Wenn-Dann-Hypothesen, die postulieren, daß nach Aufhebung der Verdrängung und Durcharbeiten z. B. des Inzestwunsches und der eingebildeten Kastrationsdrohung in der Übertragungsneurose eine Verhaltensänderung eintreten werde. Bei gelungener Analyse gilt: *tertium non datur*. Hier sind verifizierende — falsifizierende empirische Verlaufsuntersuchungen möglich, die eine stärkere Sicherung gegen Irrtümer bringen als gestaltpsychologisch schwach abgestützte „Evidenzerlebnisse“. Diese haben eher eine heuristische, hypothesenbildende als eine korroborierende Funktion. Schon Dilthey hat sowohl der „beschreibenden“ als auch der „erklärenden“ Psychologie, wenn auch in verschiedenen Abschnitten des Erkenntnisprozesses, Hypothesenbildungen zugeschrieben. „Die beschreibende und zergliedernde Psychologie endigt mit Hypothesen, während die erklärende mit ihnen beginnt“ (Dilthey, 1894, Seite 1342). Die Frage, inwieweit schon das deskriptiv psychologische oder psychopathologisch-phänomenologische Erfassen durch Hypothesen gesteuert wird und ob nicht schon immer und vorweg der theoretische Vorentwurf die Beschreibung leitet und die Auswahl der zu beschreibenden Phänomene beeinflusst, ist hier ohne Belang. An entscheidender Stelle des psychoanalytischen Erkenntnisprozesses möchte auch Kuiper in Anlehnung an Dilthey in den Verstehensvorgang Hypothesenbildungen und damit die Notwendigkeit ihrer Prüfung einbauen.

So verschiebt sich die Fragestellung dahin, ob die Psychoanalyse eher eine erklärende oder eine verstehende Psychologie (Eissler, 1968, Seite 157) ist. In welchem Verhältnis sich verstehendes Beschreiben und Erklären in der Psychoanalyse mischen, soll hier wegen der sich daraus ableiten-

den methodischen Konsequenzen besprochen werden. Auch Kuiper betrachtet seine historisch-kritischen und wissenschaftstheoretischen Arbeiten über verstehende Psychologie und Psychoanalyse als Beiträge für eine methodologische Besinnung der Psychoanalyse (1964, Seite 32). Er schreibt: „Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, welcher Form von Psychologie man sich bedient, verwendet man allerlei Methoden, Erklärungsweisen und Denkformen durcheinander. Verstehende Einsicht wird abwechselnd verwendet mit Konstruktionen, die Modelle enthalten; psychologisch einfühlbare Zusammenhänge werden ungenügend unterschieden von triebtheoretischen Spekulationen; man beweist Hypothesen auf dem einen Gebiet mit Hilfe von Argumenten, die aus dem anderen stammen.“ Für besonders bedenklich hält es Kuiper, wenn Evidenzerlebnisse das letzte Wort haben: „Die psychologischen Zusammenhänge werden nicht durch ein Evidenzgefühl bestätigt, wie es gerne behauptet wird. Man hat den empirischen Beweis für die Fundierungszusammenhänge reservieren wollen — z. B. organische Gehirnkrankheiten und Demenz — und gemeint, daß für die anderen psychologischen Zusammenhänge im engeren Sinn ein Evidenzgefühl ausreichend sei. Das ist offensichtlich falsch. Wann immer wir einen Zusammenhang für evident halten, dann bedeutet es keineswegs, daß dieser Zusammenhang auch für denjenigen gilt, dessen Verhalten bzw. Erleben wir zu ergründen suchen. Auch hier muß für die hinreichende Erklärung Beweismaterial geliefert werden, jedenfalls muß mit Hilfe empirischer Untersuchungen unsere Ansicht gestützt werden. Betrachten wir Evidenzgefühl als zureichenden Grund, einen Zusammenhang anzunehmen, dann wird verstehende Psychologie zu einer Quelle des Irrtums. Der ‚verständene Zusammenhang‘ bleibt hypothetisch, bis er in einem bestimmten Fall bewiesen worden ist“ (Kuiper, 1964, Seite 19). Daß die empathisch gewonnenen Einsichten vielfältiger Absicherungen bedürfen, betont auch ein Autor, der die Bedeutung der Introspektion besonders in den Mittelpunkt gestellt hat, nämlich Kohut (1959). Wir glauben, daß auch Eissler deshalb mit allem Nachdruck die Psychoanalyse als erklärende Theorie bezeichnet, weil mit der subjektiven Evidenz das hypothesenprüfende Fragen ebenso zu einem Ende käme wie der intersubjektive wissenschaftliche Dialog, da ja die Entscheidung bei der individuellen und subjektiven Evidenz liegen würde. Obwohl Eissler die Psychoanalyse als „*psychologia explanans*“ und nicht als „*psychologia comprehendens*“ kennzeichnet, womit er eine Gegenposition zu Kuipers starker Betonung des Verstehens bezogen hat, finden wir in wesentlichen methodologischen Punkten Übereinstimmung zwischen den beiden Autoren. Kuiper und Eissler fordern nämlich glei-

chermaßen eine objektivierende Beweisführung, die über das beschreibende Verstehen von Evidenzgefühlen hinauszugehen habe. Eissler scheint diese Art von Verstehen im Sinn zu haben, wenn er davon spricht, daß es zum Widersacher wissenschaftlichen Erklärens werden könne. Sofern verstehenspsychologische Aussagen mit dem Anspruch verbunden sind, Hypothesenprüfungen durch genaue Beschreibungen bereits erfüllt zu haben, würde in der Tat weiteres wissenschaftliches Fragen überflüssig, weil der Erkenntnisprozeß so zu seinem Ende gebracht wäre. Indem Eissler die Psychoanalyse als *psychologia explanans* einstuft, wird — so möchten wir glauben — von ihm in ähnlicher Weise wie von Kuiper die Vorläufigkeit beschreibend-verstehender Aussagen und die Notwendigkeit der Hypothesenprüfung festgestellt. Aus ihrer möglichen Falsifizierung ergibt sich, daß Eissler den Umbau, was gleichbedeutend ist mit partiellen Widerlegungen, der psychoanalytischen Theorien vorhersagt. Deshalb gibt Eissler — wie Rapaport — bestimmten Teilen der psychoanalytischen Theorie eine mehr oder weniger lange Lebensdauer ⁶.

Wir glauben nunmehr erkennen zu können, warum in der Geschichte der Psychotherapie und Psychoanalyse immer wieder die Frage auftaucht, ob die Psychoanalyse zu den verstehenden oder erklärenden Psychologien gehört. Für Freud und bedeutende Theoretiker nach ihm wie Heinz Hartmann, David Rapaport und viele andere implizierte der Anspruch, durch die Psychoanalyse eine erklärende Theorie, eine „Naturwissenschaft vom Seelischen“ (Hartmann, 1927, Seite 13) vorgelegt zu haben, in erster Linie die strenge, eben „naturwissenschaftliche“ Forderung der Hypothesenprüfung. Daß hierfür die experimentellen Naturwissenschaften und ihr zeitgenössischer Kanon Pate standen, hat dazu geführt, daß die erfahrungswissenschaftlichen, speziell psychoanalytischen Beweisführungen in ihrer methodischen Eigenständigkeit zu wenig zur Geltung kommen konnten. Insofern kann man Habermas zustimmen, daß Freuds szientistisches Selbstmißverständnis hemmende Auswirkungen auf die Entwicklung einer eigenständigen, weniger biologistisch orientierten Forschungspraxis hatte. Mit der Radikalisierung des hermeneutischen Gesichtspunktes ist indes die erfahrungswissenschaftliche Basis der Psychoanalyse keineswegs erweitert, sondern ganz im Gegen-

⁶ Daß Eissler andererseits den allseits für tot erklärten Todestrieb wieder zu beleben versucht (1971), fügt sich deshalb widerspruchlos in seine Prognose ein, weil Eissler die in der Todestriebhypothese verdeckten ontologischen Aussagen in ihrer psychologischen Bedeutung expliziert hat, kurz gesagt, es geht bei Eissler um die psychologisch-existentielle Bedeutung des Todes und nicht um seine Reduktion auf einen Trieb.

teil extrem eingeengt worden. Der weitgehende Verzicht auf Hypothesenprüfung wird durch die Autarkie eines sich in der Evidenz selbst bestätigenden Verstehens ersetzt. Möglicherweise setzt sich hier, wie Albert darstellt, die theologische Vergangenheit der Hermeneutik ebenso durch wie bei Heidegger. Unbestritten ist, daß das Verstehen, wie Autoren so unterschiedlicher Provenienz wie Abel (1953), Albert (1968, 1971, 1972), Jaspers (1948), Kuiper (1964, 1965), Stegmüller (1969), Weber (1951) u. a. m. dargestellt haben, eine heuristische oder behandlungsfördernde Funktion hat. Aber auch das szenische Verstehen ist auf zusätzliche Bewährungsproben angewiesen, weshalb Lorenzer seinen extremen Ansatz nicht durchhalten kann.

Es ist charakteristisch, in welcher Weise Lorenzer selbst seine hermeneutische Radikalisierung scheitern sieht und an welcher Stelle seiner Argumentation die erklärenden Theorien der Psychoanalyse in das szenische Verstehen eingreifen. Seine Argumentation lautet aufs äußerste und wesentliche zusammengedrängt: Es gibt einen Ort, der gegen alle Irreführungen durch die Theoriesprache gefeit ist: die psychoanalytische Praxis (Seite 12). Hier würde sich das szenische Verstehen zu einer in sich geschlossenen, fehlerlosen Ideal-Operation abrunden, wenn die unvermeidlichen Skotomisierungen der Psychoanalytiker die Einfühlung nicht störten (Seite 198). Es wird also davon ausgegangen, daß es einen absolut sicheren Ort der Erkenntnis des Fremdpsychischen geben würde, nämlich die psychoanalytische Praxis, wenn nur die blinden Flecke der Psychoanalytiker das szenische Verstehen nicht trübten. Der von Skotomen restlos befreite Psychoanalytiker würde, und hierin liegt die erkenntnistheoretische Konsequenz der psychologistischen Utopie, mit absoluter Sicherheit wissen, welche Evidenzerlebnisse wahr sind. Da in der gewöhnlichen Praxis die Ideal-Operation des geschlossenen Verstehensbogens nie erreicht wird, kann es auch nur ein mehr oder weniger zutreffendes Evidenzerlebnis geben. Es bliebe somit ausschließlich dem subjektiven Ermessen überlassen, ob ein Verstehensbogen einen überzeugenden, richtigen oder falschen Abschluß gefunden hat.

Nach Lorenzer versucht der Psychoanalytiker seine Verstehenslücken, die durch die unvermeidlichen Reste von Skotomisierungen entstehen, dadurch zu überwinden, daß er nun ersatzweise zur erklärenden Theorie greift. Sie verhilft ihm dazu, den Verständnisfaden wiederzufinden (Seite 198). Ohne Zweifel kann die Theorie als Orientierungshilfe dienen, wobei sie unseres Erachtens nicht zu guter Letzt und ersatzweise in Funktion tritt, sondern von Anfang an. Der theoretische Krückstock könnte indes nur dann auf den sicheren Weg der Erkenntnis des Fremd-

psychischen führen, wenn er keiner weiteren erfahrungswissenschaftlichen Bewährungsprobe mehr unterzogen werden müßte. Bei Lorenzer scheint es auszureichen, wenn sich die erklärenden Theorien der Psychoanalyse dadurch bewähren, daß sie blinde Flecken ausgleichen und unterbrochene Verstehensbögen zum Abschluß bringen. Hierbei wird die Gültigkeit der Theorie entweder bereits vorausgesetzt oder aber durch das sich fortsetzende subjektive szenische Verstehen bestätigt. Um die psychoanalytische Praxis zum wesentlichen Ort der Prüfung ihrer erklärenden Theorien machen zu können — und wir wüßten nicht, wo sie sonst in vollem Sinn getestet werden könnten —, kann man sich aber nicht auf ein einziges und, wie wir gesehen haben, unsicheres Kriterium stützen. Die Radikalisierung des hermeneutischen Gesichtspunktes und die damit einhergehende extreme Abweisung jeder Objektivierung können weder als praktischer und noch viel weniger als wissenschaftlicher Leitfaden dienen.

4. Über die Beziehung der interpretativen Praxis der Psychoanalyse zu ihren erklärenden Theorien

Die Schlußbemerkung des letzten Abschnittes hat eine große Tragweite: wir sagten, daß die erklärenden Theorien ihre entscheidende wissenschaftliche Bewährungsprobe nirgendwo sonst als in der psychoanalytischen Praxis selbst finden können. Ohne Anwendung der psychoanalytischen Methode und außerhalb der Behandlungssituation können nur jene Teile der Theorie getestet werden, die nicht auf die spezielle bipersonale Beziehung als Erfahrungsgrundlage angewiesen sind und deren Aussagen sich nicht unmittelbar auf die therapeutische Praxis beziehen⁷. In diesem Sinne ist hier, wenn von erklärender Theorie die Rede ist, die klinische erklärende Theorie gemeint.

Werden nun die klinischen Theorien konkret anhand einer gegebenen Dyade (Patient-Psychoanalytiker) geprüft, so ergeben sich besondere Probleme, weil Methode und Theorie in der Psychoanalyse eine besonders enge Verknüpfung eingehen. Für unsere weitere Argumentation ist die Annahme einer engen Beziehung von Praxis und Theorie grundlegend.

⁷ Nach Rapaport (1960) ist der größte Teil des experimentellen Beweismaterials für die psychoanalytische Theorie (Lit. s. Sears, 1943; Hilgard, 1952) deswegen dubios, weil „die überwältigende Mehrzahl der Experimente, deren Aufgabe es sein sollte, psychoanalytische Lehrsätze zu testen, einen schreienden Mangel von Interesse an der Bedeutung der von ihnen einer Prüfung unterzogenen Lehrsätze innerhalb der Theorie der Psychoanalyse verraten“ (Seite 117).

gend: wir meinen, daß die „psychoanalytische Deutungskunst“ auf theoretische Leitfäden angewiesen ist. Popper paraphrasierend könnte man sagen: Interpretationen von Tatsachen geschehen stets im Lichte von Theorien (Popper, 1969 a, Seite 378). Daß das Licht der psychoanalytischen Theorien jeden gegebenen Fall, zumal am Anfang einer Behandlung, nur höchst unzureichend zu erhellen vermag, ist nicht auf Schwächen der Theorien, sondern auf den unvermeidlichen Informationsmangel zurückzuführen. Aber hypothetische Annahmen, die das interpretierende Tun leiten, kommen sofort ins Spiel. Es gibt indes andere, ja widersprechende Ansichten. So behauptet MacIntyre, die Psychoanalyse sei als Psychotherapie in bezug auf die psychoanalytische Theorie relativ autonom. Er fügt verstärkend hinzu: „Freuds Behandlungsmethode ist von seinen theoretischen Spekulationen völlig unabhängig — was vielleicht noch untertrieben ist“ (1968, Seite 123).

Betrachtet man die Begründungen, die für die relative oder gar absolute Autonomie der Technik zu sprechen scheinen, so stößt man auf ein *mixtum compositum*, das sich aus angeblichen praktischen Erfahrungen und aus Beurteilungen des Status der Theorie zusammensetzt. Wir nennen zunächst einige verdichtete Argumente aus der ersten Gruppe.

These 1: Es gibt Psychotherapieerfolge, die von Ärzten erzielt wurden, deren theoretisches psychoanalytisches Wissen minimal, sagen wir Null ist.

These 2: Psychoanalytiker tappen häufig während einer Behandlung im dunkeln. Trotz ungenügender, ja in einer gegebenen Situation völlig fehlender theoretischer Orientierung tun sie, so wird häufig hinzugefügt, intuitiv das Richtige.

Beide Thesen scheinen zuzutreffen. Es stellt sich allerdings sofort die Frage, wofür sie sprechen. Sie begründen, wie wir nun zeigen werden, keineswegs „Praxisautonomie“. Mit größter Wahrscheinlichkeit sind solche Beobachtungen, die übrigens keineswegs systematisch erforscht sind, dafür charakteristisch, daß es auch unbemerktes theoriebezogenes Handeln gibt. Hier wirkt sich die Gültigkeit des von Popper formulierten erkenntnislogischen Prinzips aus, wobei wohl gemerkt von Interpretationen in einem generellen und nicht im psychoanalytischen Sinn die Rede ist. In jeder zwischenmenschlichen Beziehung kann sich das passende Wort im richtigen Augenblick einstellen, ohne daß weitere theoretische Ableitungen oder Überlegungen erfolgen. Psychotherapeutische Interaktionen bilden da keine Ausnahme. Auch bei ihnen kann sich, psychoanalytisch ausgedrückt, sehr vieles ‚vorbewußt abspielen‘, ebenso wie beim psychotherapeutischen Lernprozeß selbst. Gerade weil es in der Psychotherapie nicht um die Vermittlung theoretischen Wissens, sondern um unmittelbare Erfahrung geht, können auch während der Ausbildung

praktische Kenntnisse erworben werden, wobei es den Anschein haben kann, als würde auf Theorie verzichtet. So wird z. B. gesagt, während der Ausbildung in Balint-Gruppen werde kein theoretisches neurosenpsychologisches oder psychopathologisches Wissen vermittelt. Träfe dies zu, würde die These der „Praxisautonomie“ eine Unterstützung finden können, denn die unbestreitbaren Psychotherapieerfolge von Ärzten, die in Balint-Gruppen geschult wurden, wären *per definitionem* theorieunabhängig. Indes trägt der Schein: Wer länger an Balint-Gruppen teilgenommen und insbesondere Balint selbst in ‚workshops‘ erlebt hat, weiß, daß hier theoretische psychoanalytische Modelle in besonders wirksamer Weise vermittelt wurden, nämlich so, daß sie bereits in „Handlungsanweisungen“ (v. Uexküll, 1963) umgesetzt sind. Als wichtiges Moment im Lernprozeß kommt bei den Balint-Gruppen hinzu, daß das eigene Tun und seine fortlaufende Korrektur im Mittelpunkt steht — also ein ständiges Bemühen nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum, wobei allerdings der Theoriebezug verdeckt bleibt. Daß es nicht unproblematisch sein kann, wenn beim psychotherapeutischen Lernprozeß die Theorie nur verdeckt vermittelt wird, gleichsam ins ‚Vorbewußte‘ implantiert wird in der Erwartung, es werde schon im richtigen Augenblick als Handlung abrufbar sein, soll wenigstens am Rand erwähnt werden. Denn das ‚Vorbewußte‘ ist weder die geeignete Prüfungsinstanz noch hat es Kriterien bei der Hand, durch die festgestellt werden könnte, wo bei den Versuchen der Irrtum und wo die Bestätigung liegt.

In der unhaltbaren These der relativen oder absoluten Autonomie der Praxis von der Theorie ist das altbekannte Thema der Rolle der Intuition in der Technik enthalten. Theorieprüfungen durch die psychoanalytische Methode sind indes nicht auf eine vorgängige Klärung der Frage angewiesen, wie behandlungstechnische Deutungen im Psychoanalytiker entstehen, ob sie rational oder intuitiv zustande gekommen sind. Entscheidend ist, ob der behandelnde Psychoanalytiker oder fachkundige Kollegen auf der Basis einer Interbeobachter-Übereinstimmung (s. Meyer, 1967) theoretische Leitfäden in den gegebenen Deutungen erkennen können oder nicht⁸. Kompliziert wird die theorieprüfende Verlaufsforschung durch die Kombination von allgemeinen und speziellen Variablen. Wir treffen diese Unterscheidung, um typische psychoanalytische Prozeßvariablen von unspezifischen Faktoren trennen zu können.

⁸ „Man kann die wissenschaftliche Objektivität als die Intersubjektivität der wissenschaftlichen Methode beschreiben“ (Popper, 1958, 2. Bd., Seite 267).

Die Psychotherapieforschung beweist (Kächele *et al.*), daß allein schon das aufgebrachte und empathisch zum Ausdruck kommende Interesse für einen Patienten hilfreich und förderlich sein kann. Eine verständnisvolle Einstellung zum Patienten, wie sie in der psychoanalytischen Grundregel gefordert wird, kann, wie man insbesondere durch die Untersuchungen der Rogers-Schule weiß, bereits einen günstigen Effekt haben.

Empathie oder „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ und andere idealtypische Verhaltensweisen, deren der Psychoanalytiker fähig sein soll, sind indes in hohem Maße störanfällig: „Gegenübertragungen“ sind unvermeidbar. Eine unüberwindbare Gegenübertragung kann den Behandlungsverlauf ungünstig beeinflussen, so daß Erfolg oder Mißerfolg in einem solchen Fall nicht der Theorie angelastet werden können. Es ist durchaus denkbar, daß der betreffende Psychoanalytiker die Psychopathologie des Kranken zutreffend erklären kann und inhaltlich richtige Deutungen gegeben hat. Da in der psychoanalytischen Situation das Licht der „Theorie“ durch subjektive Medien gebrochen wird und sowohl günstige als auch ungünstige Therapeuten- und Patientenvariablen ins Spiel kommen — von äußeren Faktoren, die eine Behandlung hemmen können, ganz zu schweigen —, scheint die Ansicht berechtigt zu sein, daß Erfolge oder Mißerfolge nicht zur Verifizierung oder Falsifizierung der Theorie herangezogen werden können. Diese häufig vertretene Auffassung ist ebenso falsch wie richtig: Die psychoanalytischen Theorien lassen sich eben nur in der subjektiven Gestalt, die sie in der jeweiligen Dyade annehmen, prüfen. Hier kommt das „Verstehen“ im alltäglichen Wortsinn durchaus zum Zuge. Ohne Empathie würde die Situation so abgewandelt, daß sie nicht mehr mit dem definierten Ort der Theorieprüfung identisch wäre (s. Rosenkötter, 1969). Diese Überlegungen begründen, daß bei psychoanalytischen Verlaufsforschungen die situativen Variablen erfaßt werden müssen, die in unspezifischer Weise den Verlauf mitbestimmen. Um die psychoanalytische Datengewinnung verläßlich zu machen, müssen gerade die interaktionalen Prozesse, also z. B. Gegenübertragungsphänomene, wissenschaftlich erforscht werden, worauf Perrez (1971, Seite 226) kürzlich ausführlich hingewiesen hat. Entfernt sich der Psychoanalytiker aufgrund von Gegenübertragungen allzu weit vom idealtypischen Verhalten, wie es die Grundregel vorschreibt, dann würde der Boden der psychoanalytischen Technik verlassen, und es ließe sich aus einer solchen Verlaufsstudie keine Falsifizierung oder Verifizierung psychoanalytischer Theorien ableiten.

Der Kampf um die Einhaltung der Grundregel (Anna Freud, 1936), der

eine Seite der psychoanalytischen Interaktion kennzeichnet, ist nicht verloren, solange die Interaktion fortgesetzt wird, also die Minimalbedingungen erfüllt sind, daß der Patient kommt und der Psychoanalytiker für ihn da ist. Gerade Höhepunkte des Kampfes lassen erkennen, daß die psychoanalytische Situation überhaupt der Aufklärung von Kommunikationsstörungen dient. Den von Radnitzky (1970) stilisierten reinen, allein vom Verstehen getragenen Dialog gibt es in der Praxis nicht. Radnitzky spricht in Anlehnung an Apel (1965) von quasi-naturalistischen Phasen in einer psychoanalytischen Behandlung, die an den Grenzen des Verstehens beginnen sollen. An den Stellen des unterbrochenen Dialogs setzen, so meint Radnitzky, erklärende Operationen ein, die das Fremd- und Selbstverständnis erweitern. Diese künstliche Aufgliederung scheint auch zu der Idee beigetragen zu haben, daß die erklärenden hypothesenprüfenden Operationen allein durch Verstehen und die Wiederaufnahme eines ungebrochenen Dialogs ihren Abschluß und ihre Bestätigung finden. Tatsächlich ist der Dialog vom ersten Augenblick an gestört, zumal die psychoanalytische Situation asymmetrisch angelegt ist, um gerade auch die latenten Kommunikationsverzerrungen besser sichtbar machen zu können. Auf der Seite des Psychoanalytikers sind selbstverständlich schon bei Beginn eines Gespräches mit einem Patienten die psychoanalytischen Theorien als ein Wissenssystem wirksam. Es stellt eine spezielle Fachsprache über ursächliche Zusammenhänge zur Verfügung und ermöglicht ein Verständnis solcher Verhaltensweisen, die sich dem Verstehen ohne Erklärungsschemata nicht erschließen.

Wir wenden uns nunmehr der Frage zu, durch welche spezifischen Mittel die psychoanalytische Theorie zur Anwendung kommt. Ohne Zweifel leuchtet das Licht der Theorie dort auf, wo in der psychoanalytischen Situation Deutungen gegeben werden. In der Deutungskunst werden psychoanalytische Hypothesen instrumentalisiert. Nach diesen Thesen sind, um Mißverständnisse zu vermeiden, einige einschränkende Erläuterungen am Platze.

Wir meinen selbstverständlich nicht, daß durch Deutungen theoretische Erklärungen gegeben werden. Trotz großer individueller Variationsbreite der psychoanalytischen Technik besteht Übereinstimmung darüber, daß theoretische Erklärungen therapeutisch unwirksam sind. Für diese Erfahrung bietet die Theorie ihrerseits Erklärungen an, mit denen wir uns hier nicht befassen können.

Für die wissenschaftlichen Bewährungsproben der Theorie wäre es gewiß viel einfacher, wenn Deutungen ihren Rückbezug leicht erkennen lassen würden: wenn sie reine Hypothesen wären. Thomä und Houben

(1967) haben theoretische und praktische Schwierigkeiten bei der Verwendung von Deutungsaktionen zur Validierung psychoanalytischer Theorien diskutiert. Unsere seitherigen Bemühungen und Überlegungen haben gezeigt, daß das Problem noch vielschichtiger ist, als wir angenommen hatten. Es ist gerade der instrumentale Charakter von Deutungen, den wir mit Loch betonen, der ihre Funktion bei der Theorieprüfung kompliziert: „Wir greifen durch Deutungen in ein Bedingungsgefüge ein mit der Absicht, bestimmte Veränderungen hervorzubringen“ (Thomä und Houben, 1967, Seite 681).

Daß Deutungen als Kommunikationen immer mehr enthalten als ihr — bestenfalls — feststellbarer theoretischer Leitfaden, spricht nicht gegen ihre zentrale Rolle bei den wissenschaftlichen Bewährungsproben der Theorie. Als verbale Mitteilungen haben Deutungen auch unspezifische Inhalte, die im gegebenen Fall den speziellen psychoanalytischen Bezugspunkt überwiegen können. Demgemäß zeigt sich bei empirischen Untersuchungen, daß viele Äußerungen nicht als Deutungen im engeren Sinn eingestuft werden können. An einem Beispiel wollen wir erläutern, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, um aus Deutungen eine Theorieprüfung ableiten zu können. Es wäre der Nachweis zu führen, daß prognostizierte Veränderungen eines Patienten bei interpretativer Operationalisierung der Kastrationsangsthypothese auftreten, nicht aber bei Anwendung der Trennungsangsthypothese. Auf diese Weise sind zunächst Falsifikationen oder Verifizierungen nur bei individuellen Fällen möglich. Die Beweiskraft ist eingeschränkt durch die speziellen Bedingungen beim Versuch und Irrtum, zwei alternative Hypothesen während eines längeren Behandlungsabschnittes zu prüfen. Diese Einschränkungen ergeben sich aus der Struktur der psychoanalytischen Theorien, mit der wir uns später befassen werden. Ebenso übergehen wir hier das Problem der Zirkelhaftigkeit. Es ist deshalb gegeben, weil mit Hilfe von Deutungen, die Hypothesen enthalten, gerade jene Theorien geprüft werden sollen, aus denen sich die Hypothesen ableiten. Wir werden uns später mit dem Problem der Zirkelhaftigkeit und mit der Frage der Suggestion (7. Abschnitt) befassen. Hier möchten wir anmerken, daß die Bewährungsproben sich am Maßstab der vorausgesagten Veränderungen des Patienten zu orientieren haben. Hierbei ist das Widerstandsverhalten mit im Kalkül zu berücksichtigen, und zwar nicht erst im nachhinein. (Es braucht nicht vorausgesagt, aber es muß definiert werden. Man erwartet auch sonst nicht in der Medizin, daß ein Patient sich verändert, wenn er die Therapie sabotiert.)

Für die anvisierten Theorieprüfungen ist es unerheblich, wie Deutungen

im Psychoanalytiker entstehen. Loch (1965) hat in Anlehnung an Levi (1963) ein Schema vorgelegt, das die rationale Wurzel, also die theoriebezogene Planung von Deutungen, bei voller Berücksichtigung des emotionalen Bezugs zum Patienten betont. Demgegenüber hebt Lorenzer hervor, um seine Argumente auf einen einfachen Nenner zu bringen, daß die Intuition als Ursprung von Deutungen anzunehmen sei. Man wird hier, gewarnt durch die Kontroverse zwischen Reik und Reich, gut daran tun, die persönlichen Gleichungen von Psychoanalytikern zu berücksichtigen und gelten zu lassen. Der Arbeit von Kris (1951) braucht nichts hinzugefügt zu werden. Sie hat unseres Erachtens den Problembereich von „Intuition und rationaler Planung“ in der psychoanalytischen Psychotherapie geklärt. Im übrigen können bei Verlaufs- und Interaktionsstudien weder die intuitiv entstandenen noch die geplanten Deutungen einen bevorzugten Platz einnehmen. Denn beide haben sich an den bedingten Prognosen zu bewähren, also an ihren objektivierbaren Wirkungen. Voraussetzung hierfür ist, daß bestimmte Behandlungsphasen und ihre vorwiegend deutende Durcharbeitung vom Analytiker selbst oder *via* Interbeobachter-Übereinstimmung gekennzeichnet werden können. Bei Tonbandaufnahmen von Psychoanalysen könnte der intuitiv deutende Psychoanalytiker die vermutlichen theoretischen und praktischen Bezugspunkte seiner intuitiven Erfassung nachträglich kennzeichnen. Wir wollen unsere persönliche Gleichung nicht verbergen und unsere Skepsis einer Intuition gegenüber zum Ausdruck bringen, die glaubt, ohne Rückversicherung an objektiven Daten und fortlaufender Validierung arbeiten zu können. Auch das nachträgliche Erklären (nach der Analyse als Ganzem und nach einer jeden Sitzung), dem Lorenzer große Bedeutung zuschreibt, bleibt ja über weite Strecken hypothetisch und ist bei fortlaufender Analyse dem „Versuch und Irrtum“ unterworfen. Genau darum ging es unserer Meinung nach Freud, als er davor warnte, einen Fall vor Abschluß der Behandlung wissenschaftlich zu bearbeiten. Um sowohl die therapeutische als auch die wissenschaftliche Offenheit, die „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ und die theorieprüfende Interessenrichtung nicht einzuengen, hat Freud sogar von Zwischenberichten abgeraten. Freud sieht anscheinend eine Gefahr darin, daß vorläufige theoretische Erklärungen einer Symptomentstehung, wenn sie erst einmal festgelegt sind, einen Status annehmen, der ihnen nicht zukommen kann. Seine abschließenden Überlegungen begründen Freuds wissenschaftliche Einstellung:

„Die Unterscheidung der beiden Einstellungen würde bedeutungslos, wenn wir bereits im Besitz aller oder doch der wesentlichen Erkenntnisse über die Psychologie des Un-

bewußten und die Struktur der Neurosen wären, die wir aus der psychoanalytischen Arbeit gewinnen können. Gegenwärtig sind wir von diesem Ziele noch weit entfernt und dürfen uns die Wege nicht verschließen, um das bisher Erkannte nachzuprüfen und Neues dazuzufinden“ (Freud, 1912, Seite 380).

Es geht um die Vorläufigkeit theoretischer Annahmen und darum, die beste Voraussetzung für ihre Nachprüfung zu schaffen. Nun gibt es neben der Gefahr der voreiligen theoretischen Erklärung von Neurosen, Psychosen und psychosomatischen Syndromen bis hin zum fixierten Vorurteil eine andere, die sich therapeutisch und wissenschaftlich ebenso ungünstig auswirkt. Wir meinen eine Deutungskunst, die ihren hypothetischen Kern übersieht und damit auch die Notwendigkeit der fortlaufenden praktischen und wissenschaftlichen Validierung. Die behandlungstechnischen Deutungen sind wegen ihres (latenten) hypothetischen Anteils ebenso vorläufig wie die Theorien. Die Praxis spiegelt die Unvollkommenheit der Theorie. Sie kann bestenfalls die Verlässlichkeitsgrade der Theorie haben, es sei denn, die Praxis wäre besser als die Theorie. Nun zeigt sich schon an Freuds „Methodologie“ (Meissner, 1971), daß der Rat, die erklärende Synthese ans Ende zu setzen, nicht wörtlich genommen werden kann. Auch in der Ausbildung lernt der angehende Psychoanalytiker etwas anderes. In den technischen Seminaren der psychoanalytischen Institute werden laufend Zwischenberichte gegeben, die unsystematische klinische Theorieprüfungen darstellen. Auch die Supervision hat das Ziel, alternative Deutungsstrategien anhand der Verhaltensweisen des Patienten zu erproben. Gerade die Änderungen der Deutungstechnik, seien diese intuitiv oder rational zustande gekommen, bringen im Laufe einer Behandlung oder bei verschiedenen Symptomen jene Möglichkeiten der klinischen Nachprüfung der Theorie, die Freud forderte. Es ist eine Systematik anzustreben, wie sie bei der Festlegung eines Fokus bei psychoanalytisch orientierten Kurzpsychotherapien angestrebt wird (s. Malan, 1963). Ist man sich der Gefahr bewußt, die Freud beschrieben hat, wird die therapeutische Flexibilität erhalten bleiben. Im übrigen bringen auch die Wiederholungen der Übertragungsneurose mit sich, daß nicht wahllos, sondern nach einem flexiblen System und in Anpassung an die Veränderungen des Patienten interpretiert wird.

Mit den Einschränkungen im Blick, die wir hinsichtlich des möglichen hypothetischen Kerns von Deutungen besprochen haben, können wir nunmehr der Frage nachgehen, welche psychoanalytischen Theorien klinisch geprüft werden können.

Empirische Untersuchungen dieser Art haben sich mit dem Falsifikationsproblem auseinanderzusetzen: Wann und warum gibt ein Psycho-

analytiker eine „Deutungsstrategie“ (Loewenstein, 1951) zugunsten einer anderen auf? Sind die dahinterliegenden theoretischen Erklärungsskizzen dann in diesem Fall oder generell bereits widerlegt? In den „behavioral sciences“ und in den Sozialwissenschaften ergeben sich vom Gegenstand her besondere Probleme der Bewährung und Widerlegung, die in der Psychoanalyse deshalb exemplarisch abgehandelt werden und die Zielscheibe der Kritik von Wissenschaftstheoretikern geworden sind, weil die Verbindung von Methode und Theorie und die Vermittlung durch ein Subjekt zum wissenschaftsgeschichtlichen Paradigma (R. Kuhn, 1967) für andere Disziplinen geworden ist. MacIntyre beschreibt den Unterschied zwischen einem Experimentator und einem Kliniker so: Der Experimentator möchte Experimente machen, in denen seine Hypothesen auch falsifiziert werden und Situationen herbeiführen, in denen eine Hypothese versagt, wenn sie falsch ist. Da er nach Mängeln an seiner Hypothese sucht, bedeutet es für ihn einen Sieg, wenn er eine Situation entdeckt, in der sie zusammenbricht. Den Kliniker interessiert im Unterschied zum Experimentator hingegen nur, was der Heilung förderlich sei (Seite 119). Nun ist es sicher nicht zutreffend, daß den Kliniker nur interessiert, was der Heilung förderlich ist. Im Gegenteil, ihn beschäftigt auch besonders die Frage, welche Faktoren einer Heilung im Wege stehen. Der Psychoanalytiker sucht also beim jeweiligen Fall nach anderen Hypothesen, wenn diese auch nicht so isoliert werden können, daß eine strenge Experimentalanordnung geschaffen und unabhängig vom Subjekt geprüft werden kann. MacIntyre wirft sodann die Frage auf, was Psychoanalytiker als Widerlegung ihrer Hypothesen gelten lassen würden und was sie bewegen könnte, theoretische Begriffe grundlegend zu ändern. MacIntyre bezieht sich auf Glover (1947, Seite 1) und gibt die Antwort, nichts würde Psychoanalytiker zu einer Änderung ihrer Begriffe bewegen. Betrachtet man sich daraufhin die Ausführungen Glovers genauer, wird klarer, wie MacIntyres Fehlschluß zustande kommt. Der Übersetzer des Buches gibt den englischen Text Glovers folgendermaßen wieder: „Die Grundbegriffe, auf die sich die psychoanalytische Theorie stützt, können und sollen als eine Disziplin zur Überwachung sämtlicher theoretischer Rekonstruktionen der seelischen Entwicklung und sämtlicher ätiologischer Theorien angewendet werden, die sich nicht unmittelbar durch die klinische Psychoanalyse verifizieren lassen ... Es heißt oft, daß Freud bereit war, seine Formulierungen zu ändern, wenn dies aus empirischen Gründen erforderlich war. Dies gilt zwar für bestimmte Teile seiner klinischen Theorie, trifft aber meines Erachtens nicht auf seine Grundbegriffe zu.“

Aufschlußreich ist, daß MacIntyre einen größeren Abschnitt des Originals (Glover 1947, Seite 1) übersprungen hat. Es fehlt demgemäß auch in der deutschen Ausgabe. An der ausgelassenen Stelle nennt Glover beispielhaft einige Grundbegriffe, nämlich Mobilität und Quantität von Triebenergien und Erinnerungsspuren. Glover vertritt die Auffassung, daß auf diese Grundbegriffe die dynamischen, ökonomischen und topischen, also die metapsychologischen Gesichtspunkte zurückzuführen seien. Diese sind es demnach, die sich nach Glover nicht unmittelbar durch die klinische Psychoanalyse empirisch prüfen lassen und die im Unterschied zur klinischen Theorie nicht geändert wurden. Nun ist es unzutreffend, daß die grundlegenden Begriffe, die metapsychologischen Gesichtspunkte niemals eine Änderung erfahren haben (s. Rapaport und Gill, 1959). Selbst wenn diese aber sich der Empirie gegenüber als ziemlich dauerhaft erwiesen hätten, müßte man erst einmal klären, worauf dies zurückgeführt werden könnte. Tatsächlich trifft es zu, daß die metapsychologischen Gesichtspunkte durch die psychoanalytische Methode nur indirekt empirisch untersucht werden können. Sie sind keineswegs grundlegend für die psychoanalytische Praxis oder für die klinische Theorie, sondern ihr „spekulativer Überbau“ (Freud 1925, S. 58). Obwohl Freud in diesem Sinne die Metapsychologie in seinem gesamten Werk charakterisiert (1915, Seite 142; 1925, Seite 58; 1933, Seite 22), übt die „Hexe“ doch eine eigenartige Faszination auf sein Denken aus. Wir glauben dies darauf zurückführen zu können, daß Freud niemals die Idee aufgegeben hat, daß eines Tages die psychologischen und psychopathologischen Beobachtungen der Psychoanalyse aus universellen Gesetzen würden abgeleitet werden können. Besonders die Spekulationen über die seelische Ökonomie lassen erkennen, daß Freud „seinen kühnen Gedanken (im ‚Entwurf einer Psychologie‘, 1895), Neurosenlehre und Normenpsychologie mit der Hirnphysiologie zu verschmelzen“ (Kris, 1950, Seite 33), niemals ganz aufgegeben hat. Freuds Erwartung, daß sich alle wissenschaftlichen Theorien einschließlich der psychoanalytischen eines Tages auf mikrophysikalische Theorien zurückführen lassen, läßt sich auch daran erkennen, daß gerade die ökonomischen, metapsychologischen Annahmen in einer physikalistischen Terminologie wie Energie, Verschiebung und Besetzung etc. formuliert wurden. Je weiter metapsychologische Spekulationen von der Beobachtungsebene der psychoanalytischen Methode sich entfernen, desto weniger ist diese geeignet, den spekulativen Überbau zu begründen oder zu widerlegen. Das Maß der Entfernung zwischen Praxis und Theorie läßt sich auch an der Terminologie ablesen: je reicher die physikalistisch-neurophysiologische Sprache der Metapsychologie

wird, desto schwieriger ist es, ihren psychologischen Kern zu bestimmen. Daß metapsychologische Gesichtspunkte trotzdem eine praktische Orientierungshilfe abgeben können, hängt mit mehr oder weniger explizit gemachten Zuordnungsregeln zusammen. Generell kann gesagt werden, daß metapsychologische Annahmen nur insoweit eine erfahrungswissenschaftliche Bedeutung haben, als sie durch Zuordnungs- oder Korrespondenzregeln (Carnap) mit Beobachtungen verbunden werden können. Durch solche Regeln wird keine vollständige Definition der theoretischen Begriffe durch die Beobachtungssprache geliefert, aber sie bekommen einen empirischen Gehalt, der für Anwendbarkeit und Überprüfbarkeit genügt. Betrachtet man daraufhin die dynamischen, topisch-strukturellen, genetischen oder ökonomischen metapsychologischen Annahmen, etwa anhand der Übersicht Rapaports (1960, Seite 132 ff.), wird deutlich, daß ihre Beobachtungsnähe recht unterschiedlich ist. Ihr „Überlebenspotential“ (Rapaport) entspricht ihrer Nähe zur Beobachtungsebene: Ohne Zuordnungsregeln sterben sie ab, auch wenn sie scheinbar unverändert bestehen bleiben. Gerade ihre Unveränderlichkeit kann ein Anzeichen dafür sein, daß sie keineswegs grundlegend für die Praxis sind, sondern im Gegenteil dort außer Kurs gesetzt wurden oder sich von vornherein nicht im Umlauf und in praktischer Erprobung befunden haben.

Wie wesentlich es ist, Zuordnungsregeln festzulegen, zeigen die klinischen Forschungen, die zum sogenannten Hampstead-Index führten (Sandler, 1962). Die Beobachtungsdaten des Einzelfalles der klinischen Theorie der Psychoanalyse (und möglicherweise ihrer Metapsychologie) zuzuordnen, zwingt zur begrifflichen Präzisierung als Voraussetzung verifizierender oder falsifizierender Studien. Der therapeutische Spielraum des Psychoanalytikers wird dadurch übrigens nicht eingeschränkt, sondern im Gegenteil eher vergrößert, weil Alternativen präzisiert und systematisiert werden. Vor allem aber wird es so möglich, genauer festzuhalten, welche Beobachtungsdaten zu einer klinischen Hypothese passen und welche sie widerlegen. Obwohl das Erproben alternativer Hypothesen den psychoanalytischen Deutungsprozeß kennzeichnet, zielt dieser nicht darauf hin, die eine oder andere klinisch-theoretische Erklärung eines gegebenen Falles definitiv zu widerlegen. Schon aus behandlingstechnischen Gründen muß man sich dafür offenhalten, daß möglicherweise eine psychodynamische Hypothese, die im jetzigen Behandlungsabschnitt als widerlegt anzusehen ist, sich später bewähren könnte. Freuds „Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia“ (1915) zeigt kasuistisch einige Probleme

der Falsifizierung der Theorie am Einzelfall, von dem allgemeine Widerlegungen ihren Ausgang nehmen müssen.

Im Zusammenhang mit dem Falsifikationsproblem ergab sich eine aufschlußreiche Diskussion zwischen Psychoanalytikern und Wissenschaftstheoretikern (Hook, 1959), in die später Waelder (1962) mit einer kritischen Rezension eingriff. Hook (1959, Seite 214) hat einigen Psychoanalytikern die Frage gestellt, welche Art von Evidenz sie gelten lassen würden, um bei einem Kind festzustellen, daß *kein* Ödipuskomplex vorliege. Hooks Frage entspringt einer wissenschaftstheoretischen Position, die von Popper (1965, 1969) als Falsifikationstheorie eingeführt wurde. In seiner Auseinandersetzung mit dem logischen Positivismus des frühen Wiener Kreises kam Popper zu dem Ergebnis, daß die induktive Logik kein „Abgrenzungskriterium“ liefere, mit dessen Hilfe man empirische von metaphysischen, wissenschaftliche von unwissenschaftlichen Systemen unterscheiden könne. Auf der Basis eingehender Begründungen, die wir hier ebenso wenig wiedergeben können wie kritische Betrachtungen der Falsifikationslehre etwa durch Kuhn (1967, Seite 194 ff.), C. F. v. Weizsäcker (1971, Seite 123) oder Wellmer (1967), Holzkamp (1970), kommt Popper zu dem Ergebnis, daß als Abgrenzungskriterium nicht die Verifizierbarkeit, sondern die Falsifizierbarkeit eines Systems zu gelten habe. Popper fordert, „daß es die logische Form des Systems ermöglicht, dieses auf dem Weg der methodischen Nachprüfung negativ auszuzeichnen: ein *empirisch-wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können*“ (Popper, 1969 a, Seite 15, vom Autor hervorgehoben). Diese Definition einer Erfahrungswissenschaft kann von Psychoanalytikern unterschrieben werden, wie man einem repräsentativen Zitat der kritischen Rezension Waelders entnehmen kann: „Wenn keine Reihe von Beobachtungen denkbar ist, durch die eine Annahme widerlegt werden könnte, dann haben wir keine wissenschaftliche Theorie vor uns, sondern entweder ein Vorurteil oder ein paranoides System“ (Waelder, 1962, Seite 632). Angesichts dieser prinzipiellen Übereinstimmung ist es zunächst überraschend, daß die psychoanalytische Theorie gerade von der Falsifikationslehre aus wissenschaftstheoretisch kritisiert wurde. Dies erklärt sich aus der Forderung nach einer falsifizierenden experimentellen Versuchsanordnung. Die Falsifikationstheorie möchte den Status „Wissenschaft“ nur dann verleihen, wenn *experimenta crucis* durchgeführt werden können. Nach Wellmer (1972, Seite 27) besagt das Falsifizierbarkeitskriterium, daß als „empirisch-wissenschaftlich nur jene Theorien gelten, die sich dem Risiko einer experimentellen Widerlegung aussetzen, Theorien also, die nur eine

echte Teilklasse aller denkbaren experimentellen Resultate ‚erlaubten‘, während sie alle anderen ‚verboten‘. Mit der Falsifikationstheorie hat Popper zwar das wissenschaftstheoretische Fundament der logischen Positivisten des Wiener Kreises erschüttert, aber in kritischer Distanz zu ihnen das gleiche Interesse verfolgt, nämlich die Methode der experimentellen Naturwissenschaft als einzig gültige zu inthronisieren: „Die ‚erklärenden Theorien‘ oder die ‚theoretischen Erklärungen‘ der Erfahrungswissenschaft müssen, so meint Popper, unabhängig von den Erfahrungen, die sie erklären, empirisch überprüft werden können. Der Typus von Theorie, der dieser Forderung genügt, ist der der universellen Gesetzesaussage: Aus universellen Gesetzesaussagen lassen sich bedingte Prognosen ableiten, die unabhängig von früheren Erfahrungen durch planmäßig herbeigeführte neue Erfahrungen sich überprüfen lassen“ (Wellmer, Seite 13).

Wir kehren nunmehr zu der von Hook gestellten Frage zurück und hoffen, nach diesen Hinweisen auf die Falsifikationstheorie verständlich machen zu können, warum die von Psychoanalytikern gegebenen Antworten seinen wissenschaftstheoretischen Ansprüchen nicht genügen konnten. Die gegebenen fiktiven diagnostischen Beschreibungen eines Kindes ohne die geringsten Anzeichen von ödipalen Erlebnis- und Verhaltensweisen enthielten nämlich möglicherweise immer noch einen minimalen Prozentsatz des Ödipuskomplexes. Waelder hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die am naturwissenschaftlichen Experiment orientierte Falsifikationstheorie sowohl die logische Struktur des Ödipuskomplexes als eines Typusbegriffes⁹ erkennt als auch wegen ihres restriktiv-normativen Wissenschaftsbegriffes die Möglichkeiten der klinischen Widerlegung von Theorien unterschätzt. Neben absoluten Widerlegungen gibt es, zumal in den angewandten Wissenschaften, solche von so hoher Wahrscheinlichkeit, daß man für alle praktischen Bedürfnisse von einer Widerlegung sprechen kann. So enthält die klinische Theorie der Psychoanalyse, zumal in ihrem speziellen Teil, Beschreibungen von Pathogenesen autistischer Kinder oder präödipal gestörter erwachsener Menschen, die den „Ödipuskomplex praktisch widerlegen“. Daher könnte man sagen, daß durch die psychoanalytische Methode der Ödipuskomplex bereits widerlegt war, bevor Hook auf der Basis der Falsifikationstheorie seine Frage formulierte. Tatsächlich vollziehen sich bei der Prüfung klinischer Alternativen über pathogenetische Zusammenhänge Erwägungen im Sinne einer Skala, auf der sich der Ödipuskom-

⁹ Vgl. die Ausführungen von Hempel (1952) und Kempfski (1952).

plex in seine Komponenten auflöst — bis hin zum Nullpunkt seiner Wirksamkeit, etwa im Fall einer Eifersuchtsparanoia, „der auf eine Fixierung im präödiipalen Stadium zurückging und die Ödipussituation überhaupt nicht erreicht hatte“ (Freud, 1933, Seite 140). Es ist klar, daß bei diagnostischen und prognostischen Abgrenzungen, also bei der klinischen Validierung der Theorie, positive und negative Zeichen verglichen und gegeneinander abgewogen werden. Insofern ist die von Hook gestellte Frage von großer Relevanz, weil sie durch ihre Aufforderung, eine negative Definition zu liefern, zu einer durchaus notwendigen und wünschenswerten Präzisierung der Theorie führen könnte. Es ist ohnedies wegen des verschiedenen Abstraktionsniveaus der psychoanalytischen Theorie nicht leicht zu klären, welcher Bereich durch die interpretative Praxis überhaupt einer Validierung unterzogen werden kann.

Wir geben deshalb abschließend eine Übersicht über die verschiedenen Stufen der psychoanalytischen Theorien, um die Bereiche zu kennzeichnen, auf welche sich die psychoanalytische Methode bei empirischen Prüfungen hauptsächlich beziehen kann. Wegen seiner Klarheit benutzen wir das Schema von Waelder (1962).

Im Schema wird unterschieden:

1. Daten der Beobachtung. Das sind die Daten, die der Psychoanalytiker von seinem Patienten erfährt und die in der Regel anderen nicht zugänglich sind. Diese Daten bilden die Stufe der Beobachtung. Sie werden dann Subjekt von Deutungen hinsichtlich ihrer Verbindung untereinander und ihrer Beziehung zu anderen Verhaltensweisen oder bewußten und unbewußten Inhalten. Hier bewegen wir uns auf der Ebene der *individuellen klinischen Deutung* (Freuds individuelle ‚historische‘ Deutung [1917, Seite 278]).
2. Von den individuellen Daten und ihren Interpretationen werden Verallgemeinerungen gemacht, die zu bestimmten Aussagen hinsichtlich von Patientengruppen, Symptomformationen und Altersgruppen führen. Dies ist die Ebene der *klinischen Verallgemeinerung* (Freuds typische Symptome).
3. Die klinischen Deutungen und ihre Verallgemeinerungen erlauben die Formulierung von theoretischen Konzepten, die auch in den Deutungen schon enthalten sein können oder zu denen die Interpretationen führen, z. B. solche Konzepte wie Verdrängung, Abwehr, Wiederkehr des Verdrängten, Regression usw. Hier haben wir die *klinische Theorie* der Psychoanalyse vor uns.

4. Jenseits dieser klinischen Theorie befindet sich, ohne daß man eine scharfe Grenze ziehen könnte, abstraktere Konzepte wie Besetzung, psychische Energie, Eros, Todestrieb: die psychoanalytische Metapsychologie. Besonders in der Metapsychologie bzw. auch hinter ihr liegt Freuds persönliche Philosophie (s. hierzu J. Wisdom, 1971).

Das Schema macht eine Hierarchie der psychoanalytischen Theorien sichtbar, deren wissenschaftstheoretische Bewertung einen recht unterschiedlichen empirischen Gehalt trifft. Deutungen beziehen sich in erster Linie auf die klinische Theorie. In ihnen sind Erklärungen enthalten, die Prognosen erlauben, wie wir später ausführen werden. Wie weit der technologische Aspekt dieser Theorieebene und seine wissenschaftstheoretische Stellung auch auf die abstrakteren Anteile der psychoanalytischen Theorie zutrifft, soll im folgenden näher bestimmt werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die im psychotherapeutischen Gespräch entdeckten und interpretierten Phänomene von Freud durch eine nachprüfbar Beschreibung objektiviert und in einen kausalen, historisch-genetischen Zusammenhang gestellt worden sind. Es blieb aber nicht bei einer speziellen „Technologie der Interpretation“ im besten Sinne des Wortes (Albert, 1971, Seite 119). Indem Freud pathologische Hypothesen über Entstehung und Verlauf neurotischer, psychosomatischer und psychopathischer Krankheiten sowie pathologischer Persönlichkeitsentwicklungen formulierte, hat er erklärende Theorien aufgestellt, die sich unterschiedlich bewährt haben.

(Anschrift der Verf.: Prof. Dr. H. Thomä und Dr. H. Kächele, Med.-naturwissenschaftl. Hochschule Ulm, Abt. f. Psychotherapie, 79 Ulm, Parkstr. 14)

Summary:

Problems of metascience and methodology in clinical-psychoanalytic research, Part I. — In the context of preparing their own research, the authors have reworked the discussion about the scientific-systematic position and about the logical status of psychoanalysis so as to determine their own position within these controversies. Their work mediates between the attempts at methodological clarification which have been made by psychoanalytic authors and the debate about the character of psychoanalysis — whether science or hermeneutic-dialectic procedure — which has been carried on by nonanalysts. In sections 2 and 3, the conception of psychoanalysis as “depth hermeneutics” (A. Lorenzer) is criticized along the lines of Popper and Albert. According to the authors, the grounding of all psychoanalytic knowledge on the basis of a strict psychology of *Verstehen* would amount to a psychologistic utopia and would limit the empirical basis of psychoanalysis. Objectifying methods are an indispensable corrective in this regard. In section 4 the relationship between psychoanalytic

theory and therapy is considered. Psychoanalytic data collection must be made reliable, the theoretical concepts sharpened and the rules for translating them into empirical tests of falsification defined. The authors consider the metapsychological concepts as a "speculative superstructure" whose relevance diminishes with increasing distance from clinical experience. In agreement with R. Waelder they distinguish the following steps in psychoanalytic theory: (communicated) observational data; clinical generalizations; clinical theory; metapsychology; Freud's "personal philosophy". Objectification and falsification apply chiefly to the "clinical theory" (e. g., the theory of defence).

(II. Teil und Bibliographie folgen im April-Heft)